

wundo.ch

wo+

Grabs • 22.11.2024

Hubert Hürlimann geht: Wie das Lukashauses seit 25 Jahre die Selbstbestimmung hochhält

Hubert Hürlimann geht 2025 nach über 25 Jahren als Geschäftsleiter des Grabser Lukashauses in Pension. Sein Ansatz hat die Institution geprägt.



Von Sebastian Albrich
aktualisiert am 22.11.2024



Sein Büro wird Hubert Hürlimann im November 2025 räumen, seine Erfahrung soll dem Lukashauss jedoch erhalten bleiben.
Sebastian Albrich

Herr Hürlimann, das Lukashauss hat sich in seiner bald 180-jährigen Geschichte wiederholt neu erfunden. Wie hat es sich in Ihrer Amtszeit verändert?

Hubert Hürlimann: Das Lukashauss war ein Kinderheim, dann eine Sonderschule und in den 1980ern schliesslich eine Erwachseneninstitution. Die Haltung blieb jedoch stets dieselbe: «Satt und sauber». Die Kinder und später Menschen mit Behinderung wurden gepflegt und betreut. Während die Kinder das Haus eines Tages verliessen, herrschte bei den Menschen mit Behinderung eine andere Ansicht vor: Die sind behindert und bleiben für immer bei uns. Als ich 1999 mein Amt antrat, war es mir jedoch ein Anliegen, dass man die Bewohner als Menschen wahrnimmt, die sich entwickeln und über sich selbst bestimmen können. Das war damals ein radikaler Ansatz.

War dieses Ziel schwierig umzusetzen?

Von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wurde dieser Schritt anfangs nicht verstanden. Eine hat mir einmal gesagt: «Es ist nicht mehr so schön, seitdem du da bist. Früher konnte ich am Sonntag einfach sagen, wir gehen ins Kino. Jetzt muss ich alle fragen, ob sie ins Kino wollen und welchen Film sie sehen wollen.» Dabei ist das eigentlich selbstverständlich und fair. Ich würde einen Kollegen auch zuerst fragen und ihn nicht einfach ins Kino schleppen. Das ist eine Haltungsänderung, die wir als Pioniere im Lukashauss umsetzen konnten. In der Schweiz und dem deutschsprachigen Ausland. Erst später wurde dies durch die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen verankert.

Was musste sich hier in Bezug auf die Mitarbeitenden ändern?

Es galt in diesem Prozess zu bemerken, dass mit zunehmender Selbstbestimmung der Menschen mit Behinderung die Mitarbeitenden genauso viel Selbstbestimmung und Eigenverantwortung brauchen. Etwas, das in einer strengen Hierarchie nicht möglich ist. Hier konnten wir in den vergangenen Jahren viel verändern. Dieser Wandel von einer alten hierarchischen Organisation in eine Kreisorganisation war jedoch eine grosse Herausforderung. Das Denken, dass man immer die Chefin oder den Chef fragen muss, war lange in den Köpfen verankert. Mit dem Ja des Chefs war dann alles gut. Solche Hierarchien sind aber auch eine Möglichkeit, sich zu verstecken und keine Verantwortung zu übernehmen.

Woher kommt dieser persönliche Glaube an die Selbstbestimmung?

Ich bin mit einer Schwester mit Behinderung aufgewachsen. Für mich war es stets selbstverständlich: Sie kann das und braucht niemanden dafür. Ich selbst war immer der Überzeugung, dass ich niemanden über mir brauche, der mir ständig sagt, was ich zu tun habe. Bei den Pfadfindern hat man mich früh gelehrt, Verantwortung zu übernehmen. In meiner Ausbildung zum Pädagogen habe ich mich dann mit Pädagogen wie Janusz Korczak und Anton Makarenko auseinandergesetzt, die die Selbstbestimmung hochhielten, was meine Überzeugung weiter festigte.

Unter Ihrer Leitung fanden die ersten Umzüge aus dem Wohnheim ins Dorf statt – auch eine Form des selbstbestimmten Lebens. Wie hat sich das entwickelt?

Es war von Gesetzes wegen eigentlich nicht vorgesehen, dass Menschen aus dem Lukashauss im Dorf leben können. Verankert war jedoch, dass jeder das Recht auf ein Einzelzimmer hat. Das Lukashauss hatte damals jedoch nur Zweibettzimmer. Aus diesem Grund habe ich in Bern angerufen und gesagt, ich würde das Gesetz gerne umsetzen. Bauen dauert aber zu lange und ist zu teuer. Deshalb würde ich gerne wissen, ob ich Wohnungen im Dorf mieten kann. Sie haben mir das Okay gegeben und wir haben heute 27 Wohnungen und mehr Menschen, die im Dorf leben, als im Lukashauss selbst. **Wie wurde die zunehmende Selbstbestimmung im Dorf eingangs aufgenommen?**

Es dauerte mehrere Jahre, das Verständnis im Dorf aufzubauen, dass die Menschen nicht einfach «Lukashüsler» heissen, sondern Thomas, Ursula, Barbara und Hansruedi. Menschen, die ihre Fähigkeiten haben, denen man im

Bus begegnet, die im Dorf arbeiten und hier wohnen. Heute ist das selbstverständlich. Es ist gelebte Gastfreundschaft und ein Zusammenleben. Wenn ein Mensch mit Behinderung in den Bus einsteigt, hilft man und redet miteinander. Buschauffeure sind eigentlich die grössten gastfreundschaftlichen Inklusionspartner. Sie bemühen sich sehr.



Der Neubau bietet Platz für 25 Bewohnerinnen und Bewohner.
Sebastian Albrich

Obwohl immer mehr Menschen mit Behinderung im Dorf leben, hat das Lukashaus 2024 mit dem Neubau zusätzlichen Wohnraum auf dem Gelände eröffnet. Weshalb war dies nötig?

Es gibt Menschen mit komplexen Behinderungen, die sich nicht artikulieren können, deshalb schreien oder mit Aggression reagieren. Solches Verhalten ist in einem Mehrfamilienhaus oder Einfamilienhaus-Quartier nicht zumutbar. Diese Menschen brauchen einen speziellen Rahmen. Zudem haben wir zwischenzeitlich Personen mit Behinderung und forensischem Hintergrund in Betreuung. Das sind Menschen mit einer Geschichte von sexuellen Übergriffen und solche, die auf Überforderung mit Gewalt gegen andere reagieren. Auch hier braucht es ein gesichertes Umfeld. Sehen Sie einen Umbruch, dem sich das Lukashaus in Zukunft gegenübersehen wird?

2027 wird der erste gesetzliche Schritt für das Assistenzbudget umgesetzt. Somit erhält jeder Mensch mit Behinderung die Gelder, um selbstbestimmt die gewünschten Leistungen einzukaufen. Das Recht wechselt somit aufseiten des Menschen mit Behinderung. Es beginnt bei der Wohnungswahl und wird sich im nächsten Schritt auf die Arbeit ausweiten. Das Lukashauss ist hier bereits gut aufgestellt. Wir haben die Wohnungen im Dorf und leben dieses Prinzip eigentlich schon seit 25 Jahren. Jetzt muss es nur noch gesetzlich verankert werden.

Gibt es auch herausfordernde Entwicklungen?

Eine solche wird der im kommenden Jahrzehnt steigende Bedarf an Intensivbegleitung darstellen. Das Lukashauss hat eine gesicherte Abteilung mit acht Plätzen ab 18 Jahren. Wir aber werden auf dem Areal sicherlich noch zusätzliche gesicherte Werkstätten und Beschäftigungsplätze – auch für jüngere Menschen – bauen müssen. Die Betroffenen werden nicht nur mehr, sondern auch jünger.

Weshalb?

Das nimmt im Moment zu, denn unsere Gesellschaft sagt zu selten Nein und setzt keine individuellen Grenzen mehr. Deshalb gibt es auch mehr Menschen mit Behinderung, denen die Erfahrung mit Grenzen fehlt und die sich entsprechend verhalten.

Fällt es Ihnen schwer das Lebenswerk «Lukashauss» nach 25 Jahren in neue Hände zu legen?

Natürlich spüre ich eine gewisse Wehmut. Es ist ein schrittweises Loslassen und Merken, dass es jetzt in den Händen der Mitarbeitenden liegt. Wenn man grobartige, engagierte Mitarbeitende hat, die ihre Talente kennen, ist das Loslassen nicht einfach, aber einfacher. Die Werte und die Kultur des Lukashausses werden nach meinem Abgang weiterleben. Wenn das Ziel Rom ist, spielt es keine Rolle, ob du den Weg über Frankreich oder Österreich nimmst. Unser Rom ist und bleibt die Selbstbestimmung.

Was würden Sie Ihrem Nachfolger gerne mit auf den Weg geben?

Wenn möglich, mein gesamtes persönliches Wissen aus 25 Jahren Lukashauss, denn solches geht bei Personalwechsel oft verloren. Ich habe mir hierfür die Unterstützung einer Fachfrau für Wissenstransfer gesichert. Sie führt Interviews mit mir, die mein persönliches, nicht dokumentiertes Wissen an die Oberfläche bringen sollen. Dieses wird in Mindmaps und Listen festgehalten, die meinem Nachfolger Mauro Franchina danach zur Verfügung stehen.

Wie werden Sie dem Lukashauss verbunden bleiben? Eventuell durch einen Sitz im Stiftungsrat?

Nein, das ist keine gute Idee. In Krisen wäre der Drang einzugreifen, aufgrund der Nähe zu gross. Ich wohne weiterhin in Grabs. Sollte ich in Zukunft ein Mentor für Mitarbeitende sein dürfen und eine Aussensicht bieten können, freut mich das. Eventuell gibt es andere Institutionen, die von meiner Expertise im Stiftungsrat oder als Berater profitieren können. Sonst widme ich

mich dem Malen. Ich habe kürzlich die Aquarellmalerei wieder aufgenommen und möchte wieder mehr schreiben.

Gibt es einen Satz, mit dem Sie die vergangenen 25 Jahre beschreiben würden?

Mein Vater hat immer gesagt: «Man kann alles, was man will. Nur nicht eine Drehtür zuschlagen.» Für mich war das stets der Möglichkeitsraum, auch in den vergangenen 25 Jahren im Lukashauss: Einfach probieren und probieren lassen.
